Praktikumsbericht: Inhaltliche Hinweise

KAPITEL 1: GRUNDLEGENDE GEDANKEN

Bevor wir uns den praktischen Fragen des Schreibens des Praktikumsberichts zuwenden, einige Überlegungen zu der Frage:

Was ist eigentlich ein Praktikumsbericht?

Worin liegt sein Witz, seine Spezifik und -möglicherweise - seine Besonderheit gegenüber dem Regeltyp schriftlicher Arbeiten im BA-Studiengang. Und: was tun wir, wenn wir einen Praktikumsbericht schreiben?

Was seine *inhaltliche* Seite betrifft, so wird man sich - unabhängig von dem jeweiligen Praktikumsplatz - relativ problemlos verständigen können. Im Praktikumsbericht geht es einerseits (1.) um die Darstellung der Einrichtung, ihrer Ziele, Organisationsform, Arbeitsweisen als den institutionellen Rahmenbedingungen der eigenen Tätigkeiten und Erfahrungen (institutioneller Aspekt); und es geht andererseits (2.) um die *Beschreibung* und *Reflexion* dieser Erfahrungen und Tätigkeiten selbst (Handlungsaspekt und theoriebezogene Reflexion).

Aus der angedeuteten Doppelstruktur des Berichts ergibt sich häufig "von selbst", dass im Resümee der institutionelle (Prospekt)-Anspruch und die pädagogische Alltagsrealität aufeinander bezogen und mögliche Diskrepanzen (auch in Bezugnahme auf pädagogische Theorien) diskutiert werden.

Im Hauptteil des Berichts sollen vor allem die Handlungsebene und die daraus folgenden theoriebezogenen Reflexionen interessieren. Hier unterscheidet sich der Praktikumsbericht beispielsweise von der Praxiserkundung, denn während

der Erkundung gab es ja in aller Regel nicht die Möglichkeit, pädagogisches Handeln in der Alltagspraxis einer Einrichtung zu beobachten, geschweige denn daran aktiv teilzunehmen. Erst das Praktikum ermöglichte den Blick in die Binnenstruktur der Einrichtung, auf das zielgerichtete und spontane Agieren und Interagieren der Beteiligten einschließlich der eigenen Person. Die Hauptaufgabe des Praktikumsberichts wäre demnach darin zu sehen, das dort Erfahrene und Beobachtete als Fremd- und Selbstbeobachtung, d.h. also auch mit dem Blick über die eigene Schulter, beschreibend darzustellen und in daran anschließend auch theoriebezogen zu reflektieren.

Was aber heißt das methodisch?

Dies wird sofort deutlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, was wir in diesem 2. Hauptteil des Berichts tun, welcher Art das Material ist, auf das wir uns beziehen und wie wir uns überhaupt in die Lage versetzen, unsere Erfahrungen mitzuteilen. Wir beschreiben Situationen, Arbeitsweisen, Interaktionen, Ereignisse, Personen, und also Beobachtungen, die wir während unseres Praktikums gemacht haben. In methodischer Hinsicht bedeutet dies, dass wir das Datenmaterial, über das wir reflektieren, selbst eruieren, indem wir unsere Beobachtungen beschreiben. Der Praktikumsbericht gehört damit zu den wenigen Arbeiten des Studiums, in denen wir Gelegenheit haben, empirisches Datenmaterial zu erheben.

Man stelle sich - im Kontrast dazu - eine Seminararbeit vor, die sich mit unterschiedlichen theoretischen Ansätzen z.B. aus der Sozialisationsforschung befasst. Man wird dabei anhand hoch elaborierter theoretischer Texte mit explizit (Fallbeispiele, Verweis auf empirische Untersuchungen usw.) oder implizit enthaltenen empirischen Bezügen beispielsweise die Begriffssysteme, den Diskussionskontext, in dem diese stehen, herauszuarbeiten versuchen, Kontroversen zwischen diesen beschreiben und möglicherweise daran zu diskutieren versuchen, was unterschiedliche Ansätze jeweils spezifisch leisten können oder zu leisten beanspruchen. In jedem Fall tritt uns das Datenmaterial in solchen Texten als in hohem Maße vorselektiert und bereits erhoben entgegen.

Die spezifische Leistung des Praktikumsberichts besteht hingegen darin, dass das empirische Material, d.h. die Beobachtungen, die wir während des Praktikums gemacht haben, erst textlich produziert werden müssen, bevor mögliche Schlussfolgerungen diskutiert werden können. Die bloße Mitteilung

beispielsweise, dass man im Umgang mit dem Klientel mühevoll gelernt habe, Nähe und Distanz auszubalancieren, ist für Leser*innen weder nachvollziehbar noch nachprüfbar, wenn die Situation(en), in der dieses wie geschah, nicht beschrieben wurden.

Daraus ergibt sich die wichtige methodische Konsequenz, dass nicht nur für Leser*innen, sondern auch für Schreiber*innen selbst erkennbar zwischen beschreibenden Textelementen und Reflexionsteilen unterschieden und in der Konzeptionalisierung des Berichts genauestens überlegt werden muss, welche Beschreibungselemente für welche Schlussfolgerungen, Bewertungen, Frageformulierungen benötigt werden.

Ein möglicher Einwand

dagegen könnte sein, dass sich eine solche Unterscheidung nach mehrwöchigem oder mehrmonatigem Abstand zum Praktikum kaum mehr bewerkstelligen lässt, weil die hochselektiven Bewertungs- und Verarbeitungsraster im eignen Kopf meist nur das rekonstruieren können, was in dieses Raster passt. Tatsächlich ist dieser Einwand vor allem dann nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, wenn auf keinerlei Beobachtungsniederschriften während des Praktikums, beispielsweise in Form eines Tagebuchs, zurückgegriffen werden kann.

Gleichwohl - und das zeigen nicht zuletzt auch eine Vielzahl von Praktikumsberichten, funktioniert unser Gedächtnis nicht ganz so eindimensional selektiv. Oft können Szenen, Situationen, Interaktionen, Personen und ihre Äußerungen noch ganz plastisch und selbst dann noch erinnert werden, wenn sich beim Erinnern und Niederschreiben herausstellt, dass ein plötzlich hochinteressantes Phänomen unserem synthetisierenden Urteil bisher entgangen ist. Wenn Praktikant*innen meinen, dass sie ihr Praktikum nach Abfassung des Berichts ganz anders als zuvor gesehen und bewertet hätten, so haben sie genau diese Erfahrung gemacht. Der Praktikumsbericht gibt Gelegenheit und zwingt dazu, gerade auch die Beobachtungstatbestände schärfer zu fassen und nicht selten kommt es dann vor, dass das bereits gezogene Resümee nochmals in Frage gestellt werden muss.

Hieraus wird zweierlei deutlich: Es macht sehr wohl einen Sinn, in der Konzeptionalisierungsphase des Berichts zuallererst die Stoff- und Materialsammlung und also die Beschreibungselemente sicher zu stellen und

niederzuschreiben, ohne die der gesamte Praktikumsbericht ja in der Luft hänge. Auch und gerade hier gilt, was man vielleicht im guten alten Deutschsaufsatz bereits gelernt hat: die Gliederung ergibt sich aus der Stoffsammlung und nicht umgekehrt! Und schließlich kann daraus zweitens ersehen werden: Das primäre beim Praktikumsbericht ist das Material, die Beschreibung der Beobachtungen und nicht der Reim, den wir uns darauf machen! Die theoriebasierten Reflexionen und Bezüge können erst dann sinnvoll durchdacht und verschriftlicht werden, wenn die Beobachtungen textlich produziert worden sind. Es ist also allemal besser, widersprüchliche und ambivalente Beobachtungen auf der Beschreibungsebene stehen zu lassen als dies zugunsten eines geglätteten Urteils wegzuretuschieren. Wenn *Beschreibung* und die daran anschließende (auch theoriebezogene) *Reflexion* im Praktikumsbericht so gehandhabt werden, kann der Praktikumsbericht nicht nur für Leser*innen sondern vor allem auch für Autor*innen selbst - anstatt zu einer lästigen Pflicht der schriftlichen Abfassung dessen, was man vermeintlich ja eh schon im Kopf hat - zu einer hochspannenden zweiten Entdeckungsreise in Sachen Praktikum werden.

KAPITEL 2: MÖGLICHKEITEN „DICHTER BESCHREIBUNG“ & DARSTELLUNG

In den „Hinweisen zur *formalen* Gestaltung des Praktikumsberichts“ (siehe Praktikumshomepage) wird ein mögliches Gliederungsschema des Praktikumsberichts vorgeschlagen. Dieses kann zwar hilfreich sein, kann einem aber nicht die Entscheidung abnehmen, für welche Darstellungs- und Beschreibungsvarianten man sich entscheiden möchte. Möglichkeiten sind z.B.:

„**Der erste Tag**“ eröffnet eine gute Möglichkeit der Darstellung des Ersteindrucks, der ersten häufig befremdenden Erfahrungen. In aller Regel finden sich Praktikant*innen binnen kürzester Zeit in die Praktiken und Alltagsroutinen der Arbeitsstelle ein und die Außenperspektive verwandelt sich unversehens in eine Innenperspektive mit allen (Routinisierungs-)Vor- und (Befangenheits-)Nachteilen. Umso wichtiger kann es deshalb sein, den „naiven“ Blick bzw. die Außenperspektive des/der ersten Tage/s zu rekonstruieren. Nicht in jedem Fall bietet das schnelle Hineinwachsen in ein Aufgabenfeld die Gewähr für ein sicheres Urteil. Die Vergegenwärtigung der Ersteindrücke kann

deshalb ein gutes Mittel für die distanziert-reflektierte Betrachtung dessen sein, wo man dann schließlich angekommen ist. Zugleich kann damit aber auch verdeutlicht werden, dass die Darstellung und das unmittelbare Erleben zeitlich nicht in eins fallen und dass die beim Schreiben des Berichts entwickelten Sichtweisen also (begründete) Realitätskonstrukte sind, die vielleicht am ersten Tag ganz anders ausgefallen wären. Der erste Tag kann also sowohl die Zeitachse der Verarbeitung wie die "Subjektivität" des Berichts verdeutlichen. Unter diesem Aspekt ist u.a. und vor allem der Text von *Bergemann* (siehe Reader*) anzuschauen.

"**Ein ganz normaler Tag**" taugt - neben der Verdeutlichung der eignen Tätigkeit - vor allem auch zur Darstellung des beruflichen Tätigkeitsprofils, der Alltagsroutinen, der Darstellung dessen, was läuft, laufen kann oder auch nicht. Es handelt sich also zunächst um ein Textelement, mit Hilfe dessen sich ein recht konkretes Berufsbild zeichnen lässt. Ein ausführliches Beispiel dafür ist der Textauszug aus dem Bericht *Hertings* (siehe Reader*), der darüber hinaus auch in Ansätzen deutlich macht (oder zumindest indirekt darauf verweist), wie denn der Lebensalltag des Klientel aussieht und strukturiert ist.

Selbstverständlich ist die Verwendung dieses Textelements nicht in jedem Fall sinnvoll und u.a. auch davon abhängig, um welche Einrichtung - im Beispiel ist es eine Pflegestation - es sich handelt. Ob man den "ganz normalen Tag" beispielsweise bei einer Ferienfreizeit verwenden sollte, hängt sowohl von der Struktur der Freizeit wie von dem, was man zeigen möchte, ab. Sinnvoller kann es hier gelegentlich sein, einen der ersten und einen der letzten Tage oder beispielsweise die Hin - und die Rückfahrt zu beschreiben, um im Vergleich beider vielleicht den freizeitpädagogischen Effekt der Veranstaltung ansatzweise einschätzen zu können.

Die "**Einzelfalldarstellung**" beschreibt eine oder mehrere Personen der Klientel, mit der man arbeitet. Dabei ist es nicht erforderlich, dass man selbst teilweise oder ausschließlich mit der Betreuung dieser Person befasst gewesen sein muss. Häufig werden in Berichten über Wohnheime, Gruppen, Ferienfreizeiten der Blick auf die eine oder andere Person fokussiert, weil man dieser besonders nahe gekommen ist, besonders aufschlussreich empfundene Beobachtungen machen konnte, daran ein aufschlussreiches Problem der sozialen Arbeit oder der Einrichtung deutlich machen kann u.a.m. Personen können in unterschiedlichen situativen Kontexten, in denen sie agieren und auf die sie reagieren, in der Interaktion mit anderen, durch Informationen aus

einem biographischen Gespräch oder aus der Akte und d.h. häufig auch durch *kontrastierende* Beobachtungen/Informationen vorgestellt werden. Personenschilderungen gehören sicherlich zu den schwierigsten und sensibel zu handhabenden Beschreibungen. Je präziser die Beschreibung und je authentischer das produzierte Textmaterial ist, umso zurückhaltender fällt in der Regel die erklärende Aussage aus. Andererseits enthält gerade solches Material häufig mehr relevante Informationen, als die Autor*innen es im Augenblick des Schreibens überblicken können. (Die Erschließung biographischen Textmaterials ist prinzipiell auf den Blick mehrerer Augen angewiesen). An der Kurzbiographie in *Lindemanns* Text (siehe Reader*) lässt sich ein generationstypisches Muster der Lebensbewältigung von Frauen der 1920er Jahrgänge erkennen (Verzichtsleistung, Arbeitsethik, Gerechtigkeitsempfinden, Selbstverständlichkeit der Familienhaftung in privaten und öffentlichen Katastrophen usw.), das die Verfasserin zum Zeitpunkt der Abfassung des Berichts vermutlich nicht kennen konnte. (Der Text ist hier also mehr als seine Interpretation!) Auch *Meurers* Gespräch (siehe Reader*) mit einem Gefangenen enthält mehr Informationen, als die Verfasserin selbst auswertet und konnotiert hat. Ohne dieses Textelement wäre der Bericht also erheblich informationsärmer ausgefallen.

Neben diesen etwas ausführlicher dargestellten Vorschlägen lassen sich selbstverständlich eine Vielzahl anderer Strukturelemente entwickeln, variieren und miteinander kombinieren. Diese können u.a. sein: Darstellung eines besonderen **Projekts**, eines besonderen **Ereignisses**, einer erfolgreichen und/oder misslungenen **Aktion** (der eigenen oder seitens einer dritten Person), unterschiedlicher pädagogischer **Handlungsstile**, eines besonderen und eines "normalen" Tages.

Schließlich soll noch auf zwei Darstellungsmittel hingewiesen werden, die in den unterschiedlichsten Textteilen verwendet werden können, den **Tagebuchauszug** und das **wörtliche Zitat**.

Ersteres, also der **Tagebuchauszug** hilft a) die Zeitachse des Erlebens und der Verarbeitung der Praktikumserfahrungen und b) den "naiven" Blick des Außenseiters zu vergegenwärtigen und möglicherweise gegenüber späteren Routinisierungen/Bewertungen zu schützen.

Die **wörtliche Zitation** von Aussagen unterschiedlicher Interaktionspartner, vor allem der Klientel, ist oder kann ein sehr taugliches Hilfsmittel beim

Versuch der Einnahme einer bottom-up-Perspektive sein. Man sollte die Klientel *selbst* sprechen lassen, nicht nur *über* die Klientel, sondern als Versuch des Sehens mit den Augen des anderen.

Ebenen der Interaktion

Nützlich beim Schreiben ist häufig auch, wenn man sich die unterschiedlichen Interaktionspartner*innen und -ebenen im Handlungsfeld vergegenwärtigt. Das sind, in Grobkategorien:

Mitarbeiter*innen (M) - Klientel (K) - Praktikant*in (P), die jeweils unter sich und jeder mit jedem in Beziehung treten (können): M-M, K-K, P-P, M-K, M-P, K-P. - Man kann dies natürlich weiter ausdifferenzieren (M₁-K₃). Schaut man sich daraufhin die Textauszüge im Reader (siehe Reader*) an, so zeigt sich u.a.:

Herting und *Kuziel* (siehe Reader*) haben sehr viele Interaktionsebenen thematisiert, bei *Herting* sind sie eher gestreift, da eingebettet in die Darstellung eines "normalen Tages" einer Pflegestation, bei *Kuziel* sind sie dichter und ausführlicher beschrieben, da hier eingebettet in die Auseinandersetzung mit *einer* Person. Beide Darstellungen leisten also unterschiedliches, je nachdem, welches der vorgeschlagenen Textelemente dabei eingesetzt worden ist. Soll der Pflegealltag so deutlich werden wie in *Hertings* Text, wird man vom Umfang kaum mehr die Möglichkeit zu einer eingehenderen Einzelfalldarstellung haben.

Interessant, wenn auch nur kurz gestreift, ist bei *Kuziel darüber hinaus* die Schilderung der Schärfung der eigenen Wahrnehmung durch die Beobachtung der Reaktion des Betreuten auf den Therapeuten (M-K-P). Das ist Sehen mit den Augen des Betreuten. Brillant ist in diesem Text aber auch der Dreischritt: 1. Schilderung von K in unterschiedlichen Situationen und Interaktionen (K-M und K-P), 2. Sehen einer wiederkehrenden Gebärde in schwierigen Situationen ("Schlüsselsymbol") und 3. als Konsequenz: die Frage und Zuwendung zur Biographie, die dieses vielleicht erklären könnte.

Bergemanns Blick (siehe Reader*) auf die Einrichtung konstituiert sich gerade aus der Konfrontation unterschiedlicher Interaktionsformen zwischen allen Beteiligten: der „Coworker“ beim anthroposophischen Selbstverständigungsritual, gefiltert durch die Brille der mit diesem Sprachgebaren nicht vertrauten ankommenden Praktikantin (M-M); Coworker unter sich und differenziert nach langjährigen und jüngeren in informellen

Entscheidungsprozessen, versus proklamierter Nicht-Hierarchie auf der formellen Ebene (M₁ - M₂); Hauseltern - Behinderte beim Essensritual und der Inanspruchnahme alltäglicher Rechte und Konventionen (M-K); Villager unter sich bei der Arbeit, in der Wohngemeinschaft; und vor allem: Villager unter sich und in Beziehung zu den Hauseltern, bei deren An- und Abwesenheit [M-(K-K)]₁ - [M-(K-K)]₂; und schließlich und darin verwickelt P-K (wenn die Katze weg ist...) und P-P, letzteres bei der abendlichen Flucht ins pub! - usw. usw. usw.

Das ausgewählte Textmaterial unter den genannten Gesichtspunkten:

- Welche Textelemente werden mit welcher Funktion benutzt?
 - Welche Interaktionsprozesse und -ebenen werden beschrieben?
- mit interessanten Ergebnissen durchbuchstabiert werden.

KAPITEL 3: THEORIEBEZOGENE REFLEXION

Sobald das eigene empirische Beobachtungsmaterial verschriftlicht vorliegt, drängen sich anschließende Reflexionsprozesse geradezu auf. Um hier nicht ausschließlich die eigenen Gedanken kreisen zu lassen – und ggf. nicht über den eigenen Denkhorizont hinaus zu kommen – ist es an dieser Stelle notwendig, sich Anknüpfungspunkte zu (passenden) erziehungswissenschaftlichen Theorien zu suchen. Diese theoretischen Inhalte und Anregungen können in Bezug zu den eigenen Praxiserfahrungen besonders aufschlussreich sein: Bspw. inwiefern sich theoretische Ansätze (oder institutionelle Konzepte) mit der erlebten Praxisrealität vereinbaren lassen; ob wissenschaftliche Impulse zur Veränderung/Reflexion von Praxis vorliegen; oder ob über Praxiserfahrungen wissenschaftliche Leerstellen (fehlende theoretische/empirische Grundlagen) sichtbar werden etc.

Theoretische Bezüge dienen nicht nur dazu, eigene Reflexionen und Schlussfolgerungen argumentativ zu stützen, sondern auch um zusätzliche Perspektiven zu gewinnen – und somit letztendlich eine Verbindung zwischen Studium und Praktikum herzustellen.

Horst Messmer (10/1998;2004), ergänzt von Iris Männle (06/2015)

* alle genannten Textbeispiele sind aus dem Praktikumsberichte-Reader entnommen:

Institut für Erziehungswissenschaft: Praktikumsberichte im Grundstudium. Textauszüge, 6. erw. Aufl. Marburg: Institut für Erziehungswissenschaft der Philipps-Universität 2004. (→ auf ILIAS verfügbar in der Literatur der Praktikumsvor- und Nachbereitung)